

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338447](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338447)

Frauendichtung am OBERRHEIN

Von Emil Baader

Ein Heldenlied ist die Leistung der deutschen Frau im gegenwärtigen totalen Krieg. Nicht zu unterschätzen ist auch der Beitrag der Frau zum geistig-kulturellen Leben der um ihre Zukunft kämpfenden Nation.

Burg und Dom, Bach und Berg, Idyll und Feier, Arbeit und Kampf — Kampf um die Scholle, Kampf um das Reich — spiegelten sich allezeit, von Konrad Witz und Otfried von Weifenburg bis in die Gegenwart, in ober-rheinischer Kunst und Dichtung. Wie im Reich, es sei an Namen wie Agnes Miegel, Ina Seidel und Paula Grogger erinnert, hat auch im alemannisch-fränkischen Land zwischen Bodensee und Main, zwischen Schwarzwald und Vogesen, die Frau einen nicht unwesentlichen Anteil am künstlerischen, zumal am dichterischen Schaffen.

Ein sagenferner Name der glanzvollen Stauferzeit steht am Eingang oberrheinischer Frauendichtung: Herrad von Landsberg. K. K. Eberlein nennt diese geistvolle Äbtissin des Klosters Hohenburg auf dem Odilienberg im Elsaß die „erste deutsche Künstlerpersönlichkeit“. Seit 1159 war sie, 20 Jahre lang, mit ihrer berühmten Bilderhandschrift, dem „Hortus deliciarum“, beschäftigt. Dieser „Lustgarten“ ist ein Dichtung, zugleich ein Kultur- und Sittenbild, ein Denkmal früher deutscher Kultur am Oberrhein, gleich den stauferischen Domen im Elsaß.

700 Jahre nach Herrad lebte zu Meersburg am Bodensee — von 1841 bis zu ihrem Tod am 24. Mai 1848 — Deutschlands größte Dichterin: Annette von Droste-Hülshoff. Ihre Gestalt gehört für alle Zeiten zu den Gestaden des Sees. Wie hat sie den „Säntis“ gemalt, die „Schenke am See“, „Das alte Schloß“ (die Dagobertsburg, in der sie wohnte), den

„Mondaufgang“. Wer vergäße ihr „Turmlied“: Ich steh' auf hohem Balkone am Turm, Umstrichen vom schreienden Stare, Und laß' gleich einer Mänade im Sturm Mir wühlen im flatternden Haare ... Und drunten seh' ich am Strand, so frisch Wie spielende Doggen, die Wellen

Sich tummeln rings mit Gekläff und Gezisch Und glänzende Flocken schnellen.

Aus dem Ertrag ihrer 1844 bei Cotta erschienenen Gedichte erwarb die Dichterin das „Fürstehäuschen“ mitten in den Rebbbergen über der Stadt. Jedem Deutschen ist ihr Grab zu Meersburg ein Heiligtum.

Ein Jahr nach Annettes Tod wurde in der Münsterstadt zu Freiburg Hermine Villinger geboren. Auf der Stiftsmühle der Scheffelstadt Säckingen wohnten ihre Ahnen viele Jahrhunderte. Dem ganzen oberrheinischen Raum fühlte sich diese Dichterin, die 1917 zu Karlsruhe starb, verbunden. Am Bodensee spielt eine ihrer Erzählungen, im alten Amtshaus der Fauststadt Staufien ein Roman, im Hochschwarzwald ein Volksstück, im alten

Weinstädtchen Endingen am Kaiserstuhl die Historie „Der Stadtrat“, in Offenburg das Erinnerungsbuch „Aus der Jugendzeit“, in Heidelberg der Roman „Binchen Bimber“. Das urwüchsige oberrheinische Volkstum, vorab die Welt im kleinen, das „Glück im Winkel“, hat Hermine Villinger geliebt und dargestellt.

Am Fuße des Blauen, in Burtes „Reb-, Web- und Lebland“, wurde Lina Kromer geboren, die „erste Dichterin unserer alemannischen Mundart“, die mit stolzer Freude die schwarze Schleifenhaube und das



In sicherer Hut

Gemälde: R. Heymann, München



Die Heimat schmiedet die Waffen

Groß ist der Verbrauch an Waffen und Munition in dem gewaltigen Ringen um Sein oder Nichtsein unseres Volkes. Alle arbeiten mit, das Werk zu vollenden, Schulter an Schulter mit der Front steht die Heimat.

Aufn.: Scherl, Berlin

Halstuch der Markgräflerin als Zeichen alteingeborener alemannischer Abstammung trägt. Ihre Dichtung gleicht einem Saitenspiel, das mit vollen Akkorden aus dem Unbewußten aufklingt:

Am chütele Bach im Schmehlegras
lieg ich un denk an nüt.
Der Himmel isch wie farbig Glas
un näume her chunnts Sunndiggglüt.

„Im Blaue zue“ nennt sich ihre im Hünenburgverlag in Straßburg erschienene Sammlung alemannischer Gedichte; ihre hochdeutschen Verse tragen den Titel „Im Rauschen der Wälder“.

In Elsässer Mundart hat Marie Hart Landschaft und Volkstum ihrer Heimat in einprägsamer Weise geschildert.

Ein Dorf „weit draus in der grünen Ebene“, Kippenheimweiler bei Lahr, ist die Heimat von Elisabeth Walther, die uns die „Abenteuerliche Reise des kleinen Schmidledick mit den Zigeunern“ schenkte: ein Spiegelbild des ganzen Oberrheinlandes. Zu Hänner im Hotzenwald schrieb Elisabeth Walther den alemannischen Gedichtband „Rosmarin und Nägeli“.

Einer oberelsässischen Bauernsippe entstammt Lina Ritter. Durch Volksschauspiele machte sie sich

schon vor dem ersten Weltkrieg einen Namen: 22jährig schrieb sie das Spiel „Die Grafen von Pfirdt“; es folgte in Elsässer Mundart „Peter von Hagenbach“. In den denkwürdigen Tagen von 1940, da das Elsaß heimkehrte zum Reich, erschien ihr Schongauerroman, ein Bilderbuch aus der Blütezeit oberdeutscher Kunst.

Rechts und links des Oberrheins spielen die Heimatromane von Hermine Maierheuser: „Bärbel von Ottenheim“ und „Dreizack“. Als Bauerntochter zu Linkenheim bei Karlsruhe geboren, empfing die Dichterin in Kehl entscheidende Anregungen. Zu einem ergreifenden Kunstwerk gestaltete sie das tragische Leben der Ottenheimer Bärbel. Das Geschehen ferner Zeit wird zu einem Mythos der Landschaft. „Das Schicksal versagte es mir, als Bäuerin zu säen und zu ernten“, so sagt Hermine Maierheuser von sich selbst; „darauf flüchtete sich meine Sehnsucht nach dem Schöpferischen zum Gestalten der Menschen und ihrer Schicksale.“

Aus Westfalen kam Annette, aus Schleswig-Holstein, dem Land Storms und Hebbels, Toni Rothmund ins Land am Oberrhein. Bereits durch ihr erstes Buch bewies diese Dichterin, wie sehr sie dem Alemannentum innerlich verwandt ist; die als „Totbeterin“ gezeichnete Frau ist eine Alemannin, wie sie besser nicht dargestellt werden kann. In Basel spielt Toni Rothmunds Geschichte „Haus zum kleinen Sündenfall“, in Lörrach die Schmugglererzählung



Die NSV-Gemeindeschwester hilft, wo es nötig ist.

Aufn.: Anneliese Immel

„Der verlorene Kranz“, im Nord-schwarzwald das Jugendbuch „Der Fremdling“, während der Gutenbergroman „Der unsichtbare Dom“ in Straßburg und Mainz spielt. Ein deutscher Maler steht im Mittelpunkt des noch unveröffentlichten Romans „Der Fakelträger“.

Irma von Drygalski hat väterlicherseits ostpreußische, mütterlicherseits schwäbische Ahnen. Zur Heimat aber wurde ihr Heidelberg und die Heidelberger Landschaft. „Im Schatten des heiligen Berges“ heißt ihr erstes Novellenbuch, „Der Bauernprophet“ ihr volkstümlicher Pfälzer Bauernroman, „Rineck, Traum und Fluch der Landfahrer“, ihre fesselnde Odenwälder Dorfchronik. Mit dem Dietrich-Eckart-Preis wurde ihr Volksstück „Das brotlose Mahl“ ausgezeichnet.

Zu Heidelberg starb 1850 die aus Neunkirchen im Odenwald gebürtige Volksliedsammlerin und Dichterin Augusta Pattberg, Mitarbeiterin am „Wunderhorn“. Sie steuerte für die Sammlung u. a. das bekannte Lied „Es steht ein Baum im Odenwald“ bei.

Wie eine Nachlese zum „Wunderhorn“ mutet uns die Sammlung „Oberschefflenzer Volkslieder“ an. Wir haben sie Augusta Bender zu verdanken, einem Bauernmädchen aus Oberschefflenz im badischen Frankenland. Ihr eigenes Leben hat sie in Büchern wie „Der Kampf ums höhere Dasein“ und „Auf der Schattenseite des Lebens“ dargestellt. Ihrer Heimat widmete sie „Kulturbilder aus einem badischen Dorf“, sowie den Schwedenkriegsroman „Die Reiterkäte“. Die Dichterin starb 1926 in Mosbach.

Einen Höhepunkt in der Frauendichtung des nördlichen Oberrheinlandes bildet das Schaffen der auf Schloß Eberstadt bei Buchen im Odenwald beheimateten Dichterin Juliana von Stockhausen. 16jährig schrieb sie den am Bodensee spielenden Roman „Das große Leuchten“. Die Zerstörung Heidelbergs steht im Mittelpunkt der Erzählung „Brennendes Land“. Die Geschichte des eigenen Geschlechts, von der Mutterseite her entstammt die Dichterin dem Odenwälder Adelsgeschlecht der Rüdts, zeichnete sie in dem mehrbändigen Werk „Der Greif“. Auch „Die goldene Kette“ hat Franken zum Schauplatz; andere ihrer Bücher, „Die Soldaten der Kaiserin“, „Eine Stunde vor Tag“, spielen in Österreich. Der Hünenburgverlag brachte den Novellenband „Die Nacht von Wimpfen und andere Erzählungen“.

Noch manche oberrheinische Dichterin wäre zu nennen: die Markgräflerin Ida Guldenschuh, am Bodensee wohnend; die Elsässerinnen Margreth Wolf (1879 in Hatten geboren, lebt in Straßburg)



Die deutsche Frau im Arbeitseinsatz

Aufn.: Str. N. N. (Amann)

und Rose Woldstedt-Lauth (lebte bis 1918 in Straßburg, veröffentlichte in Mundart: „D'Schönenmattmühl“, Geschichten 1927; „Der Pfarrer von Dettlinge“ 1931; „D'r Gottfridd sott hierote“ 1935; „D'r Jüles word Soldat“, 1940. Von ihren in hochdeutscher Sprache verfaßten Büchern seien genannt die Erzählungen „Im Sonnenhaus“, 1927, und der Roman „Renate“, 1929).

Aus Mittelbaden stammen Marta Kropp, Sophia Steinwarz und die kürzlich verstorbene hochbegabte Klara Maria Frey. Proben ihres Schaffens finden sich in dem vom deutschen Scheffelbund herausgegebenen schönen Sammelwerk „Lebende Dichter um den Oberrhein“ (1942).

Burg und Dom, Wolke und Baum, Idyll und Kampf spiegeln sich in der Frauendichtung der oberrheinischen Lande. Im oberdeutschen Volkstum, in der alemannischen und fränkischen Scholle wurzelnd, ragen die Werke unserer besten Dichterinnen hinein ins Reich, in das Großreich deutscher Nation.

Die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink an die deutschen Frauen:

Alle Frauen des deutschen Volkes, die heute als Mütter einer entschlossenen Nation leben und arbeiten dürfen, sind sich darüber klar, daß wir in einem Lebenskampf stehen, der bestanden sein muß. Noch nie hat eine so große Anzahl von Frauen in Deutschland die Entscheidungen der Führung zu erfassen, zu begreifen und zu tragen vermocht wie heute.

Der Reiter



Von Ernst Tollhardt

Auf dem Kasernenhof eines ostpreußischen Infanterieregiments stand an einem kalten Novembermorgen des Jahres 1915 ein Fahregreiter von einem badischen Artillerieregiment zusammen mit noch einigen Kameraden angetreten. Er hatte die Winterschlacht in Masuren, die Kämpfe um Augustowo und den Vormarsch in Kurland mitgemacht und meldete sich nun mit den anderen freiwillig zur Infanterie, weil bei der Artillerie „nichts mehr los war“. Recht kriegsmäßig sah er aus in seinem abgetragenen Waffenrock, seiner vielfach geflickten Reithose und seinen langen Stiefeln mit den verrosteten Sporen. Nach Erledigung der Anmeldung auf der Schreibstube gings auf die Kammer. Ein alter Sergeant gab dort die Infanterieuniformen aus. Als es nun hieß: „Die langen Reitstiefel ausziehen und dafür die kurzen Knobelbecher empfangen!“, da wurde es dem Gefreiten plötzlich ganz wund und weh um's Herz. Hätte man ihm die im Feld verdienten Gefreitenknöpfe abgerissen und ihn zum Gemeinen degradiert, es hätte ihm nicht so weh getan wie dieser Abschied von seinen sporenbeschlagenen Reitstiefeln, die er immer mit besonderem Stolz getragen hatte. Galt doch seine ganze Liebe dem Reiten und den Pferden! Für seine zwei abgemagerten Vorderpferde hatte er sich all die langen Monate bis zur äußersten Grenze seiner körperlichen Leistungsfähigkeit abrackert. Wie war er immer stolz, wenn er mit seinem warmblütigen Falben und dem zugfesten Braunen vorspannen mußte, um einen bis an die Achse im

Dreck steckengebliebenen schweren Munitionswagen wieder flott zu kriegen. Eis und Schnee der Winterschlacht, Regen und Schlamm in den unheimlichen Wäldern und Sümpfen um Augustowo, Sonne und Staub beim Vormarsch in Kurland und tausendfach gemeinsam ertragene Kriegsgefahren hatten Reiter und Pferd zu einer echten Kameradschaft zusammengeschmiedet. Jetzt erst, als er die äußeren Zeichen des Reiters, die Stiefel mit den Sporen, ablegen sollte, kam ihm zum Bewußtsein, daß durch seine ehrgeizige Freiwilligenmeldung zur Infanterie dieses Band der Kameradschaft zerrissen wurde. Und noch eines wurde dem jungen Soldaten klar, als er den Rock mit dem schwarzen Kragen, die lederbesetzte Reithose und die langen Stiefel abgegeben hatte: Sein Reiterleben war zu Ende, ein neues als Infanterist mußte ganz von vorne begonnen werden.

In drei blutigen Jahren des Weltkriegs war das Soldatenglück dem zum Infanteristen umgeschulten Reiter hold. Mit dem Eisernen Kreuz 2. und 1. Klasse auf der Brust führte er als Leutnant seine bis auf wenige Mann zusammengeschmolzene Kompanie im November 1918 trotz Revolution und Soldatenrat geschlossen in die Heimat zurück. Nun galt es, die Infanteriestiefel auszuziehen und den Waffenrock mit den Achselstücken abzulegen, um dafür in den bescheidenen Kittel eines Buchhandlungsgehilfen hineinzuschlüpfen. Vorbei war das Reiterleben als Artillerist, vorbei das Soldatenleben als Infanterist. Hinter dem Ladentisch seiner kleinen Buchhandlung stand er nun Jahre um Jahre und kämpfte den harten Kampf ums Dasein. Die Inflation und die schlimme Nachkriegszeit sorgten dafür, daß ihm kein Kummer und keine Sorgen erspart blieben, aber der alte Soldat, der in seinem Herzen die große Zeit des Kampfes auf den Schlachtfeldern als unerschöpflichen Kraftquell sprudeln ließ, konnte nie den Kopf hängen lassen. Mit frischem Mut nahm er alle Hindernisse an, die das Leben täglich neu vor ihm aufbaute. Und nie hat er je mit einem Menschen darüber gesprochen: Wenn er nach arbeitsreichem Tag in der Nacht einen schönen Traum hatte, dann saß er als Reiter im Sattel, dann hörte er das Knirschen des Leders und das feine Klängen der Bügel und schwebte im Trab und Galopp wie im Flug über die heimatlichen Gefilde dahin. Doch das war ja alles nur ein schöner Traum, der wohl nie in seinem Leben jemals in Erfüllung gehen konnte; denn wie sollte ein im Daseinskampf stehender kleiner Buchhändler je zu einem Pferd kommen? Kein Wunder, daß er immer unter seiner Ladentür stand, wenn Pferdegetrab auf dem Pflaster hörbar wurde. Er kannte alle Fuhrleute aus dem Spessart und nickte ihnen freundlich zu, wenn sie mit ihren schweren Pferden die gefällten Riesen des Waldes geschickt durch die engen Gassen der alten Stadt zur Verladerrampe fuhren. Er kannte auch die wohlhabenden Bauern der ganzen Gegend, die mit ihren Rassegäulen in scharfem Trab durch die Stadt preschten. Mit sehnsüchtigen Blicken schaute er den Pferden nach und gedachte der Zeiten, da er selbst im Feindesland die Rosse gelenkt.

Längst war aus dem einstigen Fahrgenossen ein grauköpfiger Kleinstadtbürger geworden, dem Beruf und Familie Inbegriff des irdischen Daseins bedeuteten. Da rasselte eines Nachts — es war im September 1939 — das Telefon. Das Wehrbezirkskommando rief und beorderte den Buchhändler als ehemaligen Leutnant der Reserve mit dem ersten Frühzug zur Dienststelle, wo er die Leitung einer Pferdebeschaffungskommission zu übernehmen hatte. Jetzt galt es zu zeigen, ob man in den langen Jahren des bürgerlichen Daseins verrostet und zu solcher Arbeit untauglich geworden war, oder ob der Reiter und Soldat, der ja nur im Herzen, verborgen vor den Augen der Mitmenschen, jahrzehntelang vegetiert hatte, noch Kraft genug besaß, um den Anforderungen der neuerstandenen deutschen Wehrmacht zu genügen. Mit der Passion, die nur einem Reiter eigen sein kann, ging der „Leiter der Pferdebeschaffungskommission X“ an seine ungewohnte Arbeit. In einem Dorf, fernab vom Verkehr, standen an einem herrlichen Septembervormorgen die Pferde aus weitem Umkreis zur Musterung und zum Ankauf durch die Wehrmacht bereit. Wie himmlischer Wohlgeruch stieg dem alten Reiter des Weltkrieges der herbe Duft der Pferde in die Nase, die nur noch den dumpfen Geruch des Bücherstaubes kannte. Endlich durfte seine Hand wieder über das seidige Fell der wohlgenährten Pferde streichen und da und dort die zarten Nüstern eines Rosses an seine Wangen drücken. Eine unbändige Kraft strömte in ihn ein, aus dem ergrauten Buchhändler ist wie durch ein Wunder von Stund an wieder ein tatendurstiger Leutnant geworden. Noch ehe die Septembersonne hinter den Bergen des Odenwaldes verschwand, war die nicht leichte Arbeit des Ankaufs von etwa hundert Pferden, nach Überwindung von unzähligen Schwierigkeiten, geschafft. Nun galt es, die Pferde noch in der Nacht zu dem 30 km entfernt liegenden Sammelplatz einer neu aufzustellenden Batterie zu bringen. Da kramte der „junge“ alte Leutnant aus seiner Aktentasche ein Paar Sporen aus, schnallte sie an seine derben SA.-Stiefel und schwang

sich in den Sattel. So ritt er stolz vor der langen Pferdekolonnen in straffer Ordnung zur mobilmäßig festgesetzten Stunde am Sammelort der Batterie ein.

Dort erwartete schon der Wehrbezirkskommandeur persönlich die Ankunft der angekauften Pferde, und er war nicht wenig erstaunt, statt einem Haufen pferdetreibender Zivilisten eine soldatisch anmarschierende Kolonne zu sehen, deren Führer hoch zu Roß mit lauter Stimme seine Meldung erstattete wie auf dem Kasernenhof. Das gefiel anscheinend dem alten Offizier, denn schon am andern Tag hatte der „Leiter der Pferdebeschaffungskommission X“ seinen Einberufungsbefehl zu einer „bespannten Abteilung“ freudestrahlend in seinen Händen.

Statt nach Beendigung des Pferdeankaufs in seinen Bücherladen in der engen Gasse der kleinen Stadt zurückzukehren, stieg er nun mit klopfendem Herzen in den obersten Dachraum einer der vielen neuen Kasernen und stand nach einem Vierteljahrhundert wieder einmal vor einem Kammerunteroffizier. Rasch war die Zivilkleidung gegen eine neue Uniform der deutschen Wehrmacht vertauscht, und mit der äußeren Verwandlung schien auch eine innere Umwandlung bei dem Buchhändler vor sich gegangen zu sein. Denn als er nun als Leutnant an dem Posten vor dem Kasernentor vorbeikam, der einen exakten Präsentiergriff ausführte, da strahlte sein Gesicht so jugendlich, froh und glücklich, wie man nur ganz selten ein menschliches Antlitz aufleuchten sieht.

Daheim aber in der kleinen Buchhandlung steht seine Frau hinter dem Ladentisch und gibt sich alle Mühe, das Geschäft für die Allgemeinheit aufrechtzuerhalten. Und fragt man sie nach ihrem Mann, dann geht ein Lächeln über ihre müden Züge: „Ach“ — sagt sie — „wenn der nicht trotz seines Alters auch in diesem Krieg zu den Soldaten und zu seinen geliebten Pferden geholt worden wäre, wäre er mir hier im Laden vor Herzeleid gestorben; und dann wäre es ja für mich noch viel schwerer, allein zurechtzukommen!“



Aufn.: PK. Söberl

DEUTSCHER SCHWUR

von Wilhelm von Scholz

Und wenn Krieg sein wird bis zum letzten Tage,
an dem ich noch den Hauch des Lebens trage,
wenn ich vom Frieden nur noch träumen werde,
der vor Jahrzehnten hinschwand von der Erde,
wenn ich es nicht mehr anders weiß und kenne,
als daß ich täglich in Erwartung brenne:
was bringt die Stunde? siegen unsre Heere?
halten sie stand? befreien wir die Meere
endgültig von den Räubern und Piraten?
reift segnend Sonn' und Regen unsre Saaten?
ich werde nimmermehr im Werk erschlaffen,
das mir die Zeit aufgibt, ich werd' es schaffen.
Ich will durch alle Prüfungen bestehn.
Ich bin das Volk. Ich darf nicht untergehn.

Wer von der Schifferschar in Sturm und Not
nicht für das Schiff kämpft, gibt sich selbst den Tod.
Rings glost ein Brand. Gebälk, das Flammen packen,
auch meines Hauses werd' ich selbst zerhacken.
Ich werde fröhlich sein. Wir Menschen sterben
und dürfen's, wenn wir nur das Reich vererben
an ein Geschlecht nach uns; das auch nicht wankt,
das friedlich bauend uns durch Freude dankt.
Und wenn rings Grausamkeit, Betrug, Gier wüten,
ich werde gegen sie, was deutsch ist, hüten.
Ich weiß, ich kämpfe um die höchsten Güter,
um die das Leben lohnt, als letzter Hüter.
Erfüllt der Sturm auch das Jahrhundert brausend,
ich bin das Volk, ich lebe das Jahrtausend.



Aufn. Scherl

EHELEUTE

Friedrich Franz von Unruh

Oft scheint es, daß in diesem Kampf, der nicht nur die Völker, sondern die Erdteile gegeneinander treibt, der einzelne und sein Schicksal belanglos seien; daß es gleichgültig sei, was er denkt und tut, wenn er nur seine Pflicht erfüllt, die, am Ganzen gemessen, klein bleibt.

Dann wieder kommt es vor, daß ein grelles Licht auf den einzelnen fällt, daß Lagen eintreten, wo es wichtig wird, was er tut und in welchem Geiste er handelt und wo dann, für einen Augenblick, seine Tat wie ein Merkbild vor die Augen der nächsten, wenn nicht gar der Nation rückt. Das ist so bei Männern und Frauen, bei Taten, die beide getrennt voneinander, an

der Front und daheim verrichten; denn das liegt ja nun einmal im Wesen des Krieges und ist einer seiner bittersten Stacheln, daß Mann und Frau, Menschen, die sich für immer verbunden hatten, auseinandergerissen werden und, was sie leisten und schaffen, in länderweiter Entfernung tun.

Manchmal aber geschieht es, daß sie es dennoch, als wären sie gar nicht getrennt, vollbringen und das Schicksal gemeistert ist und uns, eines Atemzugs Länge, eine Freiheit anweht, die dem Notwendigen seine Bitterkeit nimmt und auch noch das Schwerste leicht macht.

Der Mann und die stille, besinnliche Frau, die nicht lang vor dem Kriege geheiratet hatten, gehörten nicht eben zu denen, die sich in den Vordergrund drängen. Er war ein tüchtiger Schaffer, den man seines Fleißes und seiner Bescheidenheit wegen schätzte. Und mit ihr, die auch nach ihrer Heirat berufstätig blieb, stand es ähnlich. Sie hatten ihr Auskommen und darüber hinaus keine unerreichbaren Ziele. Wenn sie sonntags gemeinsam im Schwarzwald wandern, in Bergseen schwimmen, auf einem der Gipfel lagern, im Winter auf Schiern da-



Schnell haben sich unsere Grenadiere in der neuen Abwehrstellung eingerichtet und treffen nun alle Vorbereitungen, um den zu erwartenden Angriff der Bolschewisten abzuschlagen.

PK.-Aufn.: Kriegsberichtler Wittke (Sch.)

hingeleiten konnten, schien ihnen des Glücks genug. Und als sie erst in der Siedlung am Berge wohnten, der Feierabend sie jedesmal freundlich mit Wiesen, Feldern und dem Blick zum Gebirge hinüber empfing, fehlte ihnen, genau besehen, nur noch eines: ein Kind zur Bekrönung und Besiegelung ihrer Zufriedenheit.

Da kam der Krieg. Eines Tages wurde auch er Soldat und rückte ins Feld. Er erlebte dort dies und das, doch er machte kein Wesens davon. Er sei nur beim Stab, und er rechnete mit ihrer Unkenntnis, die nicht ahnte, daß Stäbe oft mitten im Kampfeinsatz stehen, und die Briefe enthielten nichts Sonderliches. Sie aber hatte ihm schließlich doch etwas Besonderes mitzuteilen, nämlich, daß ihr Wunsch sich erfülle, daß sie ein Kind erwarte, und nach Monaten, während derer die Briefe kamen und gingen, berichtet sie, daß ihnen — zwar nicht ein Mädchen, wie er es ersehnt hatte, aber ein Junge, ein kräftiger kleiner Bursche geboren sei. Und über Tausende von Kilometern schlug die Freude herüber, kam seine Bitte, ihm recht genau von dem Kind zu erzählen; da sie, beschloß er den Brief, nicht bei-

sammen sein könnten, sei er froh, daß sie seinetwegen ohne Sorge sein und ihr Glück ungeschmälert genießen dürfe; denn er sei ja beim Stab und außer Gefahr.

Vielleicht war es wirklich so, aber Kriegszufälle sind unabsehbar. Auch beim höheren Stab schlagen Bomben ein, treffen Granaten, oder es ist gar ein Durchbruch geglückt, und der Feind drängt von allen Seiten herzu. Da gilt dann kein „vorn“ oder „hinten“ mehr, da muß jeder die letzte harte Probe bestehn. Aber schreibt man das einer jungen, glücklichen Frau? Er schwieg darüber, verschwieg ihr, daß rings eine Hölle entbrannt war; daß sein General, der Divisionskommandeur, längst zur Waffe gegriffen hatte, mit den leuchtenden roten Streifen, den golden durchflochtenen Achselstücken mitten im Kampf und im Schutt lag, und er selber natürlich nicht anders. Darüber schwieg er und spielte die Rolle fort. Er fragte — und das war der letzte Brief — was der Junge jetzt mache, ob bald die Zähnen kämen, wie groß er sei, was er wiege, ob er schon lache, nach ihr greife, und was Männer so fragen, wenn sie Väter geworden sind. Und Urlaub, ja Urlaub, das sei ein schönes Wort. Darauf schrieb er noch, und sie stutzte ein wenig ob der Nachdrücklichkeit, es solle ein fröhlicher Junge werden trotz Krieg und Kriegszeiten. Er solle froh aufwachsen, dazu solle sie ihm recht nach Kräften verhelfen. Und nirgends im Brief stand der Name, der damals alle Herzen bewegte: Stalingrad. Als dann die Berichte kamen, der Würgering enger schloß und ganz Deutschland den Atem anhielt, tat wohl auch sie es, aber stets mit dem leisen, heimlichen Dankgefühl, daß er nicht dabei war — denn das wußte sie ja, das hätte er ihr ja geschrieben.

Sie ahnte nicht, und wie sollte sie auch, daß ein zweiter Brief da war; nicht für sie, sondern für ihre Freundin, die Liesel, und da hieß es anders. Da schrieb er, der Feind sei jetzt dicht heran. Der Kampf währe Tag und Nacht, und sie würden bis zum letzten Schuß ihren Mann stehn. Aber wenn es denn schlecht ausgehe und die Wahrheit gesagt sein müsse, möge sie hingehn zu seiner Frau und es mit Behutsamkeit tun.

Es hatte aber weder die Liesel den Mut dazu noch die Eltern, die es von ihr erfahren hatten. Das war wohl falsch, doch nicht alles im Leben wird recht gemacht. Und so blieb sie arglos, auch als jetzt das Ende gemeldet war und die Heimat erstarb in Schmerz und Grimm. Nur das fiel ihr auf, daß kein Brief mehr kam, Wochen und Wochen, und die Unruhe wuchs und nagte an ihr, bis sie schließlich zur Wehrmachtstelle um Auskunft ging: ob man ihr raten und nachforschen könne. Das sei, beschied man sie, möglich, nur müsse erst festgestellt sein, ob ihr Mann nicht den Truppen in Stalingrad angehört habe! Sie blickte, einen Augenblick eisig berührt, auf den Fragenden und sagte rasch: nein, das zum Glück nicht! Trotzdem, beharrte der, es sei Vorschrift, und er nannte ihr Dienststelle, Straße und Hausnummer, Zimmer so und soviel. Sie ging, etwas unmutig ob des unnützen

Gangs. Und wieder war einer da, der sie fragte, und als er die Feldpostnummer vernommen hatte, einen Blick in die Liste warf. Dann fiel der Name, auf den sie in der Welt nicht gefaßt gewesen.

Sie wußte nicht, wie sie hinaus auf die Straße gelangt war. Alles kreiste um sie, und der helle Tag wurde düster. Stalingrad! Er hatte es leise gesagt, doch ihr dröhnte es wie Posaunen. Die Sonne, die noch eben geschienen hatte, war finster und sie selber wie ausgelöscht. Sie schlich nach Hause, von einer Verzweiflung, die grenzenlos war, überrannt.

Nun könnte man meinen, es sei ganz umsonst gewesen, daß ihr Mann so beharrlich geschwiegen hatte, nun traf es die Frau erst recht. Tagelang schien es so; da ging sie gleich einer Toten umher, sah nichts, auch ihr Kind nicht, sah im Geiste nur ihn, gefallen oder in Händen eines vertierten Feindes; und die Qual fraß sich tiefer und tiefer. Tagelang. Dann aber, eines Morgens, war die Wandlung geschehen; sie zeigte ein stilles, gefaßtes, ja heitres Gesicht. Sie hatte das Opfer verstanden. Das schlichte und doch unermeßliche Opfer eines tapferen Mannes, der darauf verzichtet hatte, im grimmigsten Ringen den Trost wissender Nähe des von ihm geliebten Menschen zu haben. Der es fertiggebracht hatte, sich auch nicht andeutungsweise gegen sie zu verraten. Sie hatte die Leistung begriffen, diese Leistung, von der dahinsteht, ob es eine größere der Liebe oder des Mannestums war. Und wenn sie auch weiter litt, war sie doch seltsam gefeit.

„Verstehen Sie“, sagte sie und sagte es fast entschuldigend, „er hat einen fröhlichen Bub gewollt und dafür solch ein Opfer gebracht, das darf ich doch nun nicht zunichtemachen.“ Sie schaute ihr Kind an, das in dem Wagen lag und die Händchen jauchzend nach den Wäschestücken ausstreckte, die wie Fahnen im Winde wehten. Ein Lächeln ging über ihr blasses Gesicht, dann machte sie sich geruhig und nicht mehr erschütterbar an ihr Tagwerk.

Abren in das Grab

*Als den alten Bauern wir begruben,
einen Schaffer, wie es wenige gab,
kamen her vom Abrenlesen Buben
zu den Trauerleuten an das Grab.
Von den Eigenen fielen echte Zäbren,
von den Freunden Blumen in das Grab,
aber diese Buben warfen Abren
von des Toten Ackern ihm hinab
und erstaunten, wie die Worte trafen,
als der Pfarrer auf das Ende sprach:
Selig sind, die in dem Herrn entschlafen:
Ihre Werke folgen ihnen nach.*

Hermann Burte

Begegnung im Feld

Ein Erlebnis aus dem Weltkrieg

Von Fritz R. Bassauer



Aufn.: H. Hoffmann

Unvergeßlich ist mir der Kriegswinter sechzehn, den ich im Narotschabschnitt im Osten mitmachte, obwohl mir ein Jahr vorher, um die gleiche Zeit, das Erlebnis der Südwestfront mit ihren zerfetzten Vogesenkämmen und zerschossenen Dörfern schmerzhaft und aufwühlend das verbissene Ringen eines sich gigantisch auswachsenden Kampfes gezeigt hatte, wie er nie zuvor geführt worden ist.

Gewiß waren die Kämpfe im Westen, namentlich das Ringen um Verdun hart. Aber auch der Osten hatte es auf sich. Auch er erforderte den ganzen Einsatz unserer Soldaten, obwohl er vielfach unterschätzt und nicht so ernst genommen wurde, weil es da scheinbar „ruhiger“ war. Wenn auch Mensch und Material nicht so stark strapaziert worden sind wie heute, so hatte man doch genug gegen die Mächte und Grausamkeiten einer uns feindlichen Welt anzukämpfen.

Es ist kein heroisches Ereignis, von dem hier berichtet wird. Eher eine Oase, eines jener stillen, fast idyllischen Erlebnisse, wie es der Zufall zuweilen wollte und wie es mir als eine liebenswerte Erinnerung im Gedächtnis geblieben ist.

Nach monatelangem Hin und Her des Stellungskampfes mit seinem aufreibenden Einerlei in Morast und Kälte, Schnee und Drahtverhau war es endlich Vorfrühling geworden. Man merkte es am sinkenden Schnee, den die Erde gierig in sich zog und aus

dem das Drahtgewirr vorm Graben mit den stacheligen Reitern ins Niemandsland sich allmählich deutlicher heraus hob.

Zuvor aber hatte der Russe eine wohl vorbereitete Offensive angesetzt, die in dichten Wellen gegen uns heranbrandete, aber schon nach kurzer Zeit in unserem Abwehrfeuer zusammenbrach. Wenige Tage nur hatte dieser Ansturm gedauert. Undurchdringlich wie eine Mauer von Eisen und speiendem Stahl standen wir, die Front, schossen, was das Zeug hielt und flitzten unsere krachenden Geschosse und Handgranaten in ihre Reihen. Massenhaft liefen sie über, wurden abgefangen oder blieben in unseren mit Strom geladenen Drähten hängen, zwischen denen sich die toten Leiber zu einem Wall türmten, ein grausiges Bild der Zerstörung.

Endlich war die Flut abgeebbt, der Feind erschöpft. Es wurde stiller.

Nur die Artillerie funkte hinter unserem Rücken. Dann wurde auch sie still. Nur hin und wieder am Tage peitschte der schwere Knall einer Haubitze die Luft.

Wartend, wie in sich versunken, lag das Land da, als wäre es nie von todbringenden Geschossen zerwühlt, nie aus seiner Schwermut und Lethargie aufgestört worden. Aber unbeirrt um alles Kämpfen und Tun, unbeirrt um die elementare Gewalt der Erde, um Schlamm und Wasser und zerbröckelnde Grabenwände hatte der Lenz seine Boten ausgeschiedt.

In die trostlose Verlassenheit der litauischen Wälder mit ihren blauschwarzen tintigen Tümpeln und Seen, in denen sich seltsam hell weiße Birkenstämme spiegelten, war der erste beglückende Amselruf gedrungen. Die Sonne schien wie flüssiges Silber über dem Land.

Der Schnee schmolz zu Rinnen und Bächen, die sich in den Gräben stauten, in denen man im Winter, wenn es nachts in Stellung ging, lautlos einbrach. Nur die aufblitzenden Leuchtkugeln wiesen den ablösenden Trupps den Weg zur nahen Front, in der die Vorausgehenden wie wesenlose Schemen verschwanden, während die Maschinengewehre ihr hartes Taktaktak hören ließen.

Wenn man, schwer bepackt, in einem dieser schneeverwehten Gräben versank oder vom eisigen Ostwind, der einem den Schneestaub schmerzhaft in die Augen blies, tückisch hineingeweht wurde, schlug einem das Herz bis zum Halse. Man kannte zwar Weg und Steg, ja jede Erdfalte draußen. Und doch konnte man sich in dieser Schneewüste, gegen die man mühsam ankämpfte, verirren.

Hier ging es nicht bloß um Leben oder Tod. Man schritt gleichsam zwischen zwei Toden, ja man war förmlich vom Tod umlauert, weil das Anmarschfeld um diese Zeit häufig von Feuer bestrichen wurde, während man, bis an die Brust im Schnee steckend,

die brennenden Augen offenhalten mußte, um nicht die Richtung zu verlieren oder gar zu ermatten.

Nur mit dem Gewehr Halt suchend, konnte man dem weißen Tod entrinnen. Immer wieder mußte man Schnee schaufeln und nachts heraus, weil die Laufgräben zugeweht waren. Das alles lag mit einemmal hinter uns. Hinter uns auch die endlos währenden Wochen in den nassen Unterständen. Wenige Tage und Nächte, in denen das ganze, mühsam erhaltene Grabengewirr zu einem zähen Brei zerfloß, hatten genügt, um den Abschnitt unseres Bataillons unhaltbar zu machen. Man mußte ihn räumen. Wir sollten abgelöst und an einer anderen Stelle weiter nördlich eingesetzt werden.

Es war bereits April. Die Osterwoche stand bevor. Wir atmeten auf.

Ein paar Tage Ruhe taten wohl. Die üblichen Appelle, selbst die unvermeidliche Impfung, ich weiß nicht die wievielte, ließ man über sich ergehen. Und schließlich gab's, was allen am nötigsten schien, ein heißes Dampfbad, dem auch die Kleider unterzogen wurden. Nicht etwa der äußeren Reinigung wegen, die das verdreckte, erdige, abgenutzte Grau noch unscheinbarer machte. Sondern wegen der Läuse, die sich überall in Ritzen und Nähten, ja selbst auf der Haut einnisteten und denen man radikal zu Leibe gehen mußte.

Dieses Gezeifer war eine wahre Plage. Bei manchen von uns hatte es geradezu verheerend gewirkt und schmerzhaft Spuren hinterlassen, juckende Ausschläge und Wunden, die mit einer ätzenden Salbe behandelt wurden. Andere hatten Ekzeme oder kranke Füße, weil Wäsche und Schuhe oft wochenlang nicht vom Leibe kamen.

Im Revier hatten sie alle Hände voll zu tun. Das Bataillon mußte marsch- und gefechtsfähig sein. Ersatz kam selten. Wir lagen zu vieren oder fünfen

in einem verlassenem russischen Gut, das aus wenigen, rohgezimmerten Holzhäusern bestehend, zwischen Wald und Wasser und endlos sich dehrender Weite lag. Das war das Bataillonsrevier. Die Verlorenheit des Horizonts drückte dunkel und schwer auf die überwölkte Landschaft. Sie paßte zu der österlichen Stimmung dieser Tage.

Jeder von uns war aus einer andern Kompanie. Und doch ergab sich bald jene schöne Kameradschaft, wie man sie draußen im Feld nicht anders gewohnt ist.

Täglich morgens und abends machte der Arzt die Runde, scherzte mit dem und jenem und gab seine Anordnungen, und so war man gleich in die kleinen menschlich behüteten Geheimnisse des andern eingeweiht.

Am zweiten oder dritten Tag waren wir nur noch dreie. Seltsamerweise drei Landsleute, Badener, deren es im Regiment, das von einem Badener, Generalmajor L. geführt wurde, nicht allzuviel mehr gab. Fürwitzig, wie sie einmal sind, hatten sie — zu ihrer Ehre sei's gesagt — stets die Nase vorn und daher auch die meisten Verluste.

Wir gehörten zur Division Kleist, und in diesem Namen verkörperte sich uns Deutschland, stellten wir doch sozusagen eine Musterkarte deutscher Stämme dar. Unser Regiment hatte nicht umsonst seinen Spitznamen.

Eigentlich waren nur zwei von uns Revierlern Badner. Der dritte im Bund, ein bekannter Schriftleiter einer literarischen Monatsschrift, stammte aus Magdeburg, war aber seit Jahren im Badischen ansässig, wo er den Kunstteil einer großen Zeitung redigierte. Morgens erledigten wir unsere Post, schrieben Briefe und freuten uns auf die ankommenden Päckchen, namentlich wenn sie etwas Rauchbares enthielten, das nicht nach der gewohnten Schützengrabenmarke schmeckte.



Acht Panzer in 1 1/2 Stunden von einer Pak und einem Sturmgeschütz geknackt

Eine Anzahl schwerer Sowjetpanzer versuchten nächts durch unsere Linien zu stoßen. Aus nächster Entfernung wurde jedoch der größte Teil dieser Stahlkolosse abgeschossen. Drei davon stehen, außer Gefecht gesetzt und kampfunfähig geschossen auf engstem Raum hintereinander.

PK.-Aufn.: Kriegsberichterstatter Waske



Keiner schließt sich aus
von den Sammlungen für
das Hilfswerk des Deut-
schen Roten Kreuzes

Aufn.: Str. N. N.
(Amann)

Mittags nahmen wir Sonnenbäder, rauchten, plauderten und schliefen (auf Vorrat gewissermaßen), wie die drei Lenauschen Zigeuner. So verlebten wir die Nachmittage im Freien. Es waren glückhafte Stunden voll Frühling und Erdruch, in die nur das Bullern der Abschüsse dröhnte, die mit ihrem heißen Atem die Luft zerrissen. Wen störte das! Wir waren's gewohnt.

P., der Schriftleiter, ein stiller, vornehmer Mensch, war so ziemlich das Gegenstück zu dem lebhaften Markgräfler, um dessen Heimatstädtchen die Rebhalden blühten und der in beredten Worten von der alemannischen Welt am Oberrhein erzählte, während meine eigenen Gedanken sich immer wieder zum Neckar verließen, wo die Berge des Odenwaldes blauten und die rheinischen Dome herübergrüßten.

Wir sprachen von dem und jenem. Von Hans Thoma und Hebel, Burte und „Wiltfeber“, vom Mannheimer Barock und vom Schwetzingen Garten, von Freiburg und Karlsruhe. Vom Badener Frühling und von Fahrten durch den schönen Schwarzwald mit seinen stillverträumten Seen, seinen heiligen Tälern und Triften und Matten, wo die Glocken wie ein Märchen aus einer anderen Welt zu klingen schienen. Ach, wie fern und fremd war uns all dies geworden. Und doch sang in uns die Melodie der Heimat.

Und während wir wohligh die heilenden Kräfte der Sonne verspürten, griff heimwehelig die Hebelische Muse an unser Herz. Der homerische Gesang von der „Wiese“ klang auf, die:

„im verschwiegene Schoß der Felse heimli gibore,
An de Wulke gsäugt mit Duft und himmlischem

Rege ...“

durch Wald und Matten hinunterspringt ins Tal. Vorbei an blumigen Halden und Dörfern und Mühlen und Eisenhämmern und Webereien. Durch Rebland mit stotzigen Kirchtürmen und dem Duft des

Markgräfler Weins, den man z' Müllen in der Post oder im Fauststüble zu Staufen trank. Oder auch in Säckingen im „Knopf“, der den „genius loci“ des jungen Doktors Scheffel befeuchtete, der sich weiland mit dem römischen Recht und Hotzenwälder Bauern und Fuhrleuten herumstritt. Wo „s Gotthards große Bueb“ unter der malerischen holzüberdachten Rheinbrücke stolz dahinrauscht, unter der die strömenden Wasser orgelnd summen.

Ewig junges Stromland!

Wein-, Web- und Wanderland, dessen Wege all zum jungen Rhein weisen, der wie ein blitzendes Band das heimatlich deutsche Gesicht umschließt. Wie deutlich stand dieses Gesicht vor uns mit den dunkelernsten Wäldern der Schwarzwaldberge, dem rebenumglühten Kaiserstuhl, dem alten Breisach, der lachenden Ortenau, dem grünen Haardtwald, den heiteren Neckarhügeln, den Hängen der Bergstraße mit ihrem vertrauten Anblick, der Stadt des Rhythmus und der Arbeit, wo Rhein und Neckar zusammenfindend grüßen, wo Maschinen sausen und qualmende Schornsteine stehen und wo doch irgendwo in den Winkeln dieser ganz modernen Stadt ein Stück Kunst, Geschichte und Vergangenheit lebt.

Ach, immer in einsamen Stunden — und die einsamsten sind die, wenn wir Heimweh haben — schweiften die Gedanken zurück, kreisten um den verwitterten Bau des Schlosses überm Neckar und um Heidelbergs alte Gassen, um das blühende Bergstraßenwunder, das um diese Zeit die heimatliche Welt überschäumt.

An was dachte P., der Kamerad von der siebten?

Zuweilen schien sein Blick nach innen gerichtet, nach der Jugend am Elbstrom, wo sein Vater Stadtbaumeister war. Trugen wir nicht überall die Heimat im Herzen, dort wie hier, in Gefahr und Tod und schwärenden Wunden? War sie uns nicht doppelt nahe, eben weil sie uns fern war und keiner wußte,

ob er sie wiedersehe. Kämpften wir nicht für diese Heimat, die wir liebten; vielleicht deshalb so liebten, weil wir sie uns draußen erst erringen mußten!

War dieses Gefühl etwa unsoldatisch? Hing es nicht vielmehr mit dem Wesen alles Deutschen zusammen? —

Jedenfalls waren wir Hebel, diesem alemannischen Erzpoet, der Nord und Süd unserer Heimatwiege mit der Sprache tiefen Heimatgefühls umspannte, dankbar. War es doch sein Genius, der uns zusammengeführt hatte. War er nicht selber ein Stück Heimat und Deutschland, und ist dieses Deutschland selbst im kleinsten Wiesental nicht auch das Tor der Welt, das seine Menschen von je hinausziehen sah in fremde Länder und Meere, um draußen wieder ein Stück Heimat neu zu schaffen? —

Keiner kann ohne Heimat sein.

Draußen sind wir uns dessen erst bewußt geworden. Erst im Felde wurde uns die Heimat ganz vertraut und nah und wuchs jene heilige Liebe heran, die das schönste ist, was der Mensch kennt.

Und während der letzte Kartag über dem litauischen Land aufging, brannte in uns das Hebelwort wie ein gläubiges Gelöbniß:

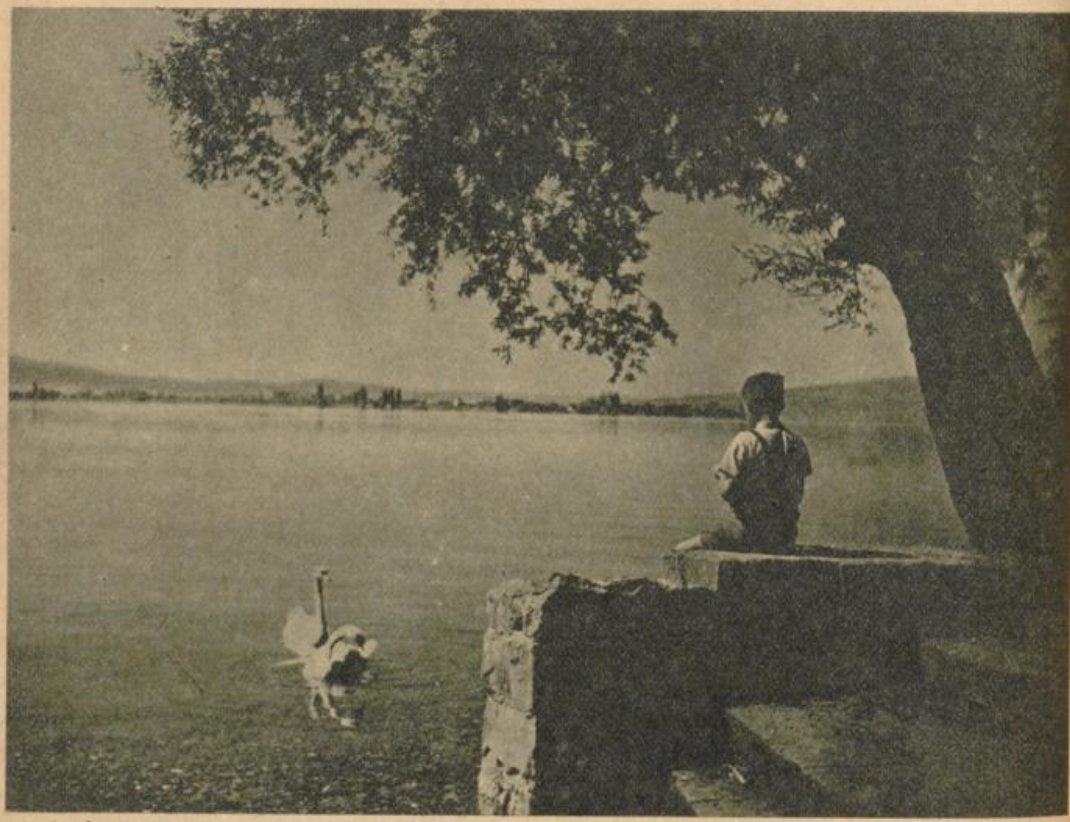
„Sieder wemmer lebe, und 's Lebe freudig verbrauche...“

So gingen wir andern Tags mit einem Handschlag auseinander. Wir trafen uns nie mehr.

W., der Markgräfler, fiel später droben an der Düna, nicht weit von Riga, wo wir Konradin Kreuzers Grab näherückten und von wo ich bald darauf selber, zerschunden an Leib und Seele, in die Heimatgarnison zurückkehrte. Wenige Tage danach wurde die Division abberufen.

In den folgenden Herbstkämpfen in Siebenbürgen fiel auch P., der stille Norddeutsche, dem Baden zur zweiten Heimat geworden war. Ich erfuhr es erst später aus einer Zeitungsnotiz, die mir zufällig in die Hände geriet und jene Begegnung wieder ins Gedächtnis rief. Beide hat das Schicksal draußen verweht, wie so viele, die fielen. Auch sie waren Blätter vom Baum, der trotz alldem seine Wurzeln trieb, um zu einem neuen schönern Frühling zu erblühen. Zu einem Frühling, wie wir ihn einst ersehnt:

Deutschland, geeint und groß und stark und unvergänglich, ein Deutschland, das wir ewig lieben und um das wir ewig kämpfen werden. Heut wie immer!



Bei der Reichenau am Bodensee

Aufn. Dietmeier

Die Heimkehr des Markolfsbrunnen

Von Max Dufner-Greif

Mancher steigt in einen Zug, hat wohl eine Fahr-
arte auf ein bestimmtes Ziel bei sich, ahnt aber
cht, wie es ihm schon vom Schicksal gelost ist, daß
an einem anderen Ort ankommt, wohin er im
eben noch keinen Fuß gesetzt hat, und so ist es
em Feldwebel Markolf Riedinger gegangen, als er
ell froher Erwartung vom Kubanbrückenkopf mit
em Fahrschein in der Tasche seiner schönen Heimat
der Pfalz zufuhr.

Dort warteten in einer Gärtnerei nahe bei Mann-
heim der Großvater und die Mutter schon 18 Mo-
nate auf ihn, und jetzt sollte es Wahrheit werden,
daß ihn einige Wochen nicht mehr der russische Staub
nd Wind in den Augen brennen sollten, dafür aber
ollte er es sich daheim bei seinen Leuten einmal
bändig gut sein lassen.

Aus diesen Träumereien fuhr indes unser Mann
h empor, als er in einem verrauchten Erfrischungs-
raum des Berliner Roten Kreuzes aus dem Wehr-
achtsbericht hörte, daß britische Bomber in der ver-
angenen Nacht auf Mannheim einen Angriff durch-
geführt hätten, der nicht ohne Verluste für die Be-
völkerung geblieben sei, und statt der bisher hell ihn
erfüllenden Freude legte sich alsbald ein grauer
Schatten von Sorge und heimlicher Angst über den
Fronturlauber, wie es sonst seinem frohen Wesen
fremd war.

Auch hatte seine bange Ahnung ihn nicht betrogen.
Noch immer lagerten brenzliche Rauchschwaden über
er heimgesuchten Stadt, und als Markolf Riedinger
am Weg durch die wirren Trümmer des Vorortes
ang, stand er bald vor dem bis auf die Grund-
mauern zerstörten Haus der Gärtnerei. Von einer
summernden Nachbarin erfuhr er, daß die Leichen
des Großvaters und der Mutter schon aus dem Keller
geborgen seien, wo sie verschüttet waren. Da
war es ihm, als stürze die Welt über ihm zusammen,
und sein Herz bäumte sich gequält wie verschüttet
unter der Unlast des jähen Elends auf.

Von der zerstörten Stätte seiner Jugend schritt er
schwer zur Stadt zurück, wo er im Wehrmachtshaus
eine Unterkunft erhielt. Als er aber am andern Tag
vom Gemeinschaftsgrab der Opfer aus dem Friedhof
zurückkehrte, fragte ihn ein Fürsorgeoffizier, ob er
eine Verwandte habe, bei denen er seinen Urlaub
verbringen könne, und da würgte ihn seine traurige
Verlassenheit tief im Hals.

„Ich hab niemand mehr auf der Welt“, schluckte
er bitter, „und am liebsten würd ich gleich wieder
zu meinen Kameraden an den Kuban fahren!“

Aber nun tauchte ein Bild in ihm auf, dem er
manchmal als Junge heimlich nachgeträumt hatte.
Der Großvater stammte aus dem Schwarzwald, wo
er einst in den achtziger Jahren des letzten Jahr-
hunderts den Markolfshof verlassen hatte, um seiner
Maschinensehnsucht nachzulaufen, und war zum
Verdruß der stolzen Bauernsippe ein Lokomotiv-
führer in Mannheim geworden, aber nicht mehr. Er
hatte dort eine muntere Pfälzerin geheiratet und
seinem ältesten Jungen später die Gärtnerei gekauft.
Aber Markolfs Vater ist im ersten Weltkrieg früh
am Loretto gefallen, und die Mutter hatte allein den
Betrieb fortgeführt. So lieb ihm nun die Verwandten
in der Pfalz waren, jetzt wurde plötzlich in ihm das
Bergbauernblut wach, das in drei Geschlechtern ge-
schlafen hatte.

„Das heißt“, meinte also der Feldwebel sinnend,
„ich könnt ja zu meinen Verwandten in den Schwarz-
wald fahren!“

Und so kam es, er kriegte vom Standortoffizier
seinen Fahrschein dahin ausgestellt, und einen letz-
ten Blick auf die sonnenüberglänzten Hänge der
Bergstraße werfend, dort auf die Steinbrüche der
Porphyrwerke und auf die vorgelagerte Strahlen-
burg, hier auf die dunklen Wipfel des Königstuhls
und Heiligenberges, wo ihm bisher das Bild der Hei-
mat geleuchtet hatte, fuhr der Fronturlauber dem
südlicheren Ziel seines Schicksals entgegen.

Als Markolf Riedinger, ein hochgewachsener Mann
im Alter von achtundzwanzig Jahren, geschmückt mit
hohen Tapferkeitsauszeichnungen, gesund und
braungebrannt, durch die Bahnsteigsperrre eines etwas
abseitsgelegenen Schwarzwaldstädtchens trat, sah ihn
der alte Eisenbahner in sprachlosem Erstaunen an.

„He nai“, stotterte er entgeistert, „wenn i net
wüßt, daß de Markolfsbur in Rußland begrabe liegt,
würd i sage, Ihr seid's.“

Wie nun der Feldwebel in seiner schmucken oliv-
grünen Gebirgsjägeruniform an den laufenden
Röhrenbrunnen vorbei durch die Giebelgassen des
alten Städtchens schritt, blickte ihm manch schönes
Auge freundlich nach, aber mit einer steilen Stirn-
falte zwischen den Brauen sah er weder rechts noch
links, und mit dem peinigen Gefühl im Herzen,
den ehrlichen Heimweg eines Toten fast wie ein
Dieb an dessen Rechten zu gehen, tauchte der mit
dem Törnister schwer bepackte Wanderer bei den
letzten Häusern in den nahen Wald hinein, als suche
er Schutz in der großen Verborgenheit des schatten-
kühlen Dunkels.

Es war ein heiterer Septembernachmittag, wo die Sonne noch einmal ihren schönsten Silberzauber über die Landschaft hinschleiert, und all der Glanz hätte fast frühlingshaft angemutet, wären nicht auf den nahen Matten die violetten Kelche der Herbstzeitlose auf weißen Stielen gestanden, um an die trügerische Vergänglichkeit dieses Lichtmärchens zu gemahnen.

Wie durch ein Heiligtum schritt der Heimatsüchler unter den Riesenstämmen des flechtenbärtigen Tannenbergwaldes. Gleich kleinen Flammenkobolden huschten die Eichhörnchen an den steilen Pfeilern hoch, wo aus den mit Zapfen reich behangenen Wipfeln lärmend die lauten Häher abstrichen. Als Markolf Riedinger nach einer Stunde den Gipfel erreichte, lag das schöne Land am Oberrhein zwischen Wasgau und Schwarzwald prächtig wie ein gewirkter Teppich zu seinen Füßen gebreitet, und wie ein feines Lichtband zog mitten hindurch der ewige Strom, geschwisterlich Baden und Elsaß vereinigend.

Zu seinen Häupten schwebte im blauen Himmel ein schnittig segelnder Habicht, und dicht vor ihm lag auf der Matte die geheimnisvolle Rosette der Silberdistel, dieser am meisten Sinnbild bietenden Blume unseres heimatlichen Gebirgs. Ein beglückendes Gefühl wellte warm vom Herzen des einsamen Beschauers auf, als er seitwärts im zartblauen Nebeldunst die wuchtigen Giebedächer des Dorfes liegen sah, zu dem der gesuchte Hof der Markolfsburen gehörte.

Die Sonne neigte sich allmählich dem Abend zu, als der Wanderer am Barockportal des ockergelben Gotteshauses vorbei durch das Dorf schritt.

Da kam ein leeres Fuhrwerk im Trab angefahren, es waren wackere Gäule davorgespannt, und der Fahrer stand breitbeinig hinter der Deichsel, man sah ihm richtig die Lust der kräftigen Zügelfaust an. Plötzlich, wie er den Urlauber, mit dem er etwa gleichen Alters sein mochte, gewahrte, ging es wie ein lähmender Schreck über ihn, und mit jäher Hand fuhr er den schnaubenden Rössern hart ins Maul, daß sie sich aufbäumten. Das war gerade vor Markolf Riedinger, der sich eng an den Wegrand gegen einen Gartenhag drückte. Einen Augenblick lang starrte der Rosser ihn sprachlos an, als sähe er ein unwirkliches Gespenst vor sich, dann schlug er mit der Geißel über die Rücken seiner Braunen, die darauf im Galopp davonjagten, daß die Straße dröhnte. Kopfschüttelnd sah der Feldweibel dem Gespann nach.

„Am liebsten möcht man umkehren“, murmelte er vor sich hin, „es spielen hier offenbar dunkle Dinge mit!“

Aber es gehörte zur trotzigsten Erfahrung und Weisheit seines jungen Soldatenlebens, keinen Schwierigkeiten auszuweichen, sondern grade mitten durchzugehen, und so schritt er, nachdem ihm ein Knabe den Weg gewiesen, ins Tal hinauf, wo der Markolshof einsam über allen Häusern des weitgezogenen Dorfes am Berghang ragte.

In der Nähe des Hofes lag ein kleines Birkenwäldchen, wo aus einer moosigen Felsengruppe eine muntere Quelle entsprang, um alsbald eilig über die Matte davonzulaufen. An den Stamm der schönsten

Birke aber war ein glatt gehobeltes und mit Kerben am Rand geschnittes Brett genagelt. Unter einem Eisernen Kreuz war diese Inschrift in gotischen Lettern zu lesen: „Markolf Riedinger. Gefallen am 15. Juli 1941 bei Shitomir in Rußland. Seine Seele ruht in der Heimat.“ Und es war für den Gebirgsjäger vom Kubanbrückenkopf ein seltsames Gefühl, hier in der Heimat vor einem Totenbrett zu stehen, das seinen eigenen Namen trug.

Wie er nun seinen Blick durch den schon mit gelben Blättern behangenen Hain dieses stillen Seelengartens schweifen ließ, sah er am Saume, wo der Weg nach dem Hof hinbog, ein blondes Kind mit einem bunten Kränzlein von Herbstblumen spielen. Es war ein Mädlein so im Alter zwischen zwei und drei Jahren, und als der Soldat zu ihm trat, schaute es ihn zutraulich mit großen Blauaugen an, und wie er nach dem Namen fragte, sagte es verschämt: „Briggittle!“ Und dann kam ein Seufzerlein aus der kleinen Brust, und das zarte Stimmlein fragte den fremden Mann: „Bisch du mei Vadderle?“, daß es diesen durchschauerte, der doch ein rauher Feldsoldat aus dem Osten war, und wortlos nahm er das Kind in den Arm und barg es an seiner Brust. So schritt er dem Hof zu.

Ein wunderliches Abendleuchten stand in der Luft, ein warmer Goldgrund rosigen Glühens, mild und innig, sehr abgeklärt im maßvoll gependeten Licht, aber eine Güte verheißend, die über aller schrecklichen Wildheit des Lebens strahlt, und solcher Art war auch das bleibende Gefühl, als nach den ersten heftigen Ausbrüchen des Schrecks und erneuerten Schmerzes sich die Bewohner des Hofes freundlich diesem anderen Markolf Riedinger zuwandten, der hier seine Heimat zu suchen gekommen war.

Und als sie am Tisch in der Stube saßen, wo das Licht in dem geschnitzten Leuchter brannte, und der Soldat hielt dabei das Briggittle auf dem Schoß, als gehöre es schon eine Ewigkeit zu ihm, da kramte der Feldweibel seinen Tornister auf, und er hatte für jedes eine kleines Geschenk, für den Großvater im Lehnstuhl ein Päcklein Tabak, das freilich sein Bruder in der Pfalz hätte rauchen sollen, für die Mutter des Gefallenen ein fremdartig gemustertes Kopftuch, für die Jungbäuerin eine gestickte Bluse, und auch für das Kind war ein kleines Halskettlein da.

Es war ein fast feierlicher Augenblick, als die Mutter für den Gast einen Brotlaib anschnitt, auch stellte sie Speck und ein Gläslein mit Kirschwasser vor ihn, und mit dieser ersten Fürsorge war der Heimkehrer wie aufgenommen in die Sippe, deren letzter Erbe er war.

Die Jungbäuerin war darüber leis aus der Türe gehuscht, und als Markolf Riedinger später in der Küche die Mutter nach ihr fragte, wies diese mit dem Kopf nach dem Birkenwäldchen hinüber und meinte: „Sie wird wohl im Dodegärtli si, gang nüber un hol se heim ins Hus!“

Mit dem Kind auf dem Arm ging der Soldat dahin. Heller Mondenschein lag über dem Tal. Das junge Weib stand schluchzend vor dem Gedächtnismal ihres Gatten.

„Kommet rüber ins Hus“, bat der Feldwebel zaghaft, „die Nachtluft weht scho kühl dusse!“

Da wischte sich die junge Bäuerin die Tränen aus dem Gesicht und folgte dem voranschreitenden Manne aufrecht. Der Markolsburenhof lag wie ein lebendiges Geheimnis im Silberlicht des Mondes und wehte die Heimkehrer mit seinem starkem Odem an. Das Unaussprechliche wurde Gefühl in ihnen und zwang die Hände des jungen Menschenpaares ineinander.

Als sie wieder in die Stube traten, hatte der Großvater die Brille aufgesetzt, und während er zufrieden seine Pfeife rauchte, las er in einem zerlesenen Bäch-

lein, das der Feldwebel im Tornister mitgebracht hatte. Es war das deutsche Brevier für Hitlersoldaten von Matthes Ziegler, im Nordlandverlag erschienen, und handelte von Soldatenglaube und Soldatenehre.

„Mer meint, me liest im e Gebetbuch“, sagte der Alte.

„Es gibt auch nichts Heiligeres, als für Volk und Heimat zu kämpfen“, entgegnete der Feldwebel, „und das Opfer gibt dem Leben erst Sinn und Wert!“

„S'kummt alles zletzsch in d'Reih!“ nickte der Alte.



Schloß im Schnee

Auf dem Hügel über dem See
liegt eine Mühle im tiefen Schnee.
Ganz eingeschneit ist das Haus,
schaut nur ein blankes Fenster heraus,
wundert sich, daß Bach und Wind
und der dunkle Tann so schweigsam sind,
fängt das weiße Geglitzter ein
und streut es in die Stube hinein.
Drinne ist alles alt und arm,

nur dieses Gefunkel macht es warm.
Ist einer, der am Fenster lehnt
und sich nach solcher Helle sehnt.
Hält seine Hände und sein Hoffen
Für dieses weiße Wunder offen
— — — — —
Auf dem Hügel über dem See
baut einer ein Schloß in den weißen Schnee.
Armin Peetz.



Einer der ältesten Schwarzwälder Bauernhöfe

Zeichnung: Schweizer

WEIN, BROT UND NÜSS

Drei Dinge, die zusammengehören



Aufn.: E. Bauer

*M*aler haben es oft gemalt, Photographen haben es oft geknipst, und für uns hier am Oberrhein ist es eine Selbstverständlichkeit, daß diese drei Dinge zusammengehören: Wein, Brot und Nüß! ... Buntgewürfelt ist das grobe Bauernleinen über den schweren Eichentisch gebreitet, an dem schon die Abnen gesessen und Wein getrunken, der ihnen aus der eigenen Kelter in die hölzernen Krüge getausen ist. Und das Brot wuchs draußen auf dem Acker, der schon seit Generationen im Besitze der Familie ist. Es gehört zu dem Wein wie die hartschaligen Walnüsse, die vom Baume stammen, der vor dem oberrheinischen Bauernhaus die Bank beschattet, auf der der Bauer und die Bäuerin sich ausruhen an Sommertagen, wenn die Arbeit des Tages geschafft ist. Das war heute so, das war früher so, und das wird immer so bleiben, solange zwischen Schwarzwald und Vogesen der Wein wächst, solange wiegende, wogende Kornfelder dem Bauern Brot in die Scheunen bringen, solange die Menschen am Oberrhein nicht aufhören, der Scholle verbunden zu bleiben.

Wein, Brot und Nüß!

Ein Dreiklang, der an Feierstunden im Leben des Oberrheinbauern erinnert!

H. M.

Die Rettungsmedaille

Eine Episode aus dem deutschen Elsaß von Hans Mensler

Als der alte Holberg, der draußen vor dem elsässischen Dorfe, am Fuße der Vogesen, eine alte Mühle betrieb, auf der schon Vater und Großvater daheim gewesen waren, hörte, daß zwischen „dene Schwowe“ und „dene Franzose“ nit mehr geschossen werden würde, als es sich wie ein Lauffeuer durch das Dorf



Alte Mühle in den Vogesen
Zeichnungen: C. Frantz

hindurch gesprochen hatte, daß Waffenruhe eingetreten sei, weil Frankreich, das großspurige Frankreich vor der Kraft der deutschen Waffen kapituliert hatte, da ging der alte Holberg an die Kommode heran, die schon der Urgroßvater von seinen Ahnen ererbt hatte. Und aus der untersten Schublade der Kommode holte der alte Mann ein verblichenes Kästchen hervor, das er behutsam auf den Tisch der weißen Diele des elsässischen Bauernhauses stellte.

„Mamme — —!“

„Jo, Babbe, wos isch denn — —?“

„Kumm grad emol här, Mamme!“

Die alte Holbergen, die in der Küche gerade damit beschäftigt war, für „eehre Saldote so e rechts passables elsässisches Dejeuner“ zu richten, wischte sich die Hände an der buntgewürfelten Schürze ab und rannte so schnell sie ihre alten Beine tragen wollten in die Diele. Sie wußte, „dr Babbe“ ruft nit gern zweimal, wenn er schon ruft.

Und da stand sie nun neben ihrem Mann an dem alten Eichentisch und schaute voller Erwartung auf das zerschlissene Kästchen, das der Alte in den Händen hielt.

„Woas isch denn dees, Babbe — —?“

„Ja Mamme — —!“

„Also mach's doch schon uff, Herrschafts noch emol!“

Der alte Holberg war genau wie seine „Mamme“, gewöhnt, aufs Wort zu gehorchen. Er öffnete das Kästchen, und auf einem blausamtenen Kissen kam eine schlichte Medaille zum Vorschein.

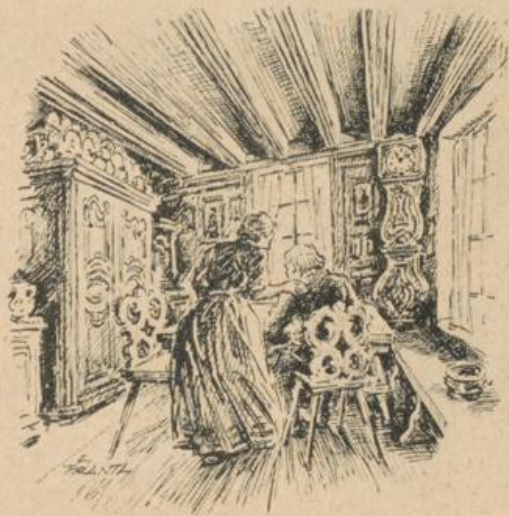
Der alten Holbergen blieb vor Sprachlosigkeit der Mund offen stehen. Nie im Leben hatte sie die Münze zu Gesicht bekommen.

„Jo Babbe, wos isch denn — — —? Host dees denn noch von de Franzose — — —?“

„A Bas! Von de Franzose! Ich wer noch ebbes von de Franzose han!“

„Ja, so sag's doch halt! Mei ganz Dejeuner brennt mir doch sonst an!“

Und da holte der alte Holberg weit aus. Und er setzte sich dazu an den Tisch seiner Väter. Er erzählte einer alten Frau, wie er damals, als zwölfjähriger Bub in Straßburg drüben einem Mann das Leben gerettet hatte. Wie er mit seinem Vater mal in der alten deutschen Stadt war, wie der Vater „Kommissionen“ besorgt hatte, alldieweilen der Bub den „Münshterzipfl“ von oben und den Rhein aus der Nähe sehen wollte und durfte. Wie dann plötzlich von irgendwoher Menschen schrien, auf eine Gestalt im Wasser deuteten und wie er, er der Bub, die Schuhe auszog, den Kittel von sich warf und kopfüber dem undefinierbaren Etwas nachsauste und an Land brachte. Und wie er dann heimlich davon wollte,



weil ein Schutzmann sich so eingehend für seine Personalien interessiert hatte.

Herrgott! Hatte der Bub von seinem „Babbe“ den Ranzen verschlagen bekommen, weil er mit nassen

Hosen in die „Winstueb zum Kammerzell“ gekommen war, wo ihn der Vater hinbestellt hatte.

„Gesäit hodd'r dem Babbe zwar nix!“

Bis denn — Wochen mochten verstrichen sein — der alte Holberg mit seinem Jungen in die Präfektur bestellt wurde, wo dem Jungen zum allergrößten Erstaunen des Vaters die Rettungsmedaille am Bande verliehen wurde. Und in der „Winstueb zum Kammerzell“ trank der Vater auf das Wohl des Sohnes, der nun den gleichen Orden tragen durfte wie Bismarck, der eiserne Kanzler — — —

*

Der Bursch wuchs heran. Wurde, wie sein Vater, Müller. Und als 1918 aus dem Müller ein „Meunier“ wurde, als die Franzosen kamen und partout alles welsch machen wollten was deutsch war im deutschen Elsaß, da wanderte die schlichte Medaille mitsamt dem Kästchen in die unterste Schublade der Kommode. Weil's die Franzosen nicht duldeten, daß deutsche Auszeichnungen und Ehrenzeichen getragen wurden.

Der Holberg, der im Laufe von zwei Jahrzehnten der alte Holberg geworden war, weil der Vater mittlerweile das Zeitliche gesegnet und ihm die Mühle der Väter überantwortet hatte, war zwei Jahrzehnte lang verschwiegen wie das Grab. Seiner Frau, die er

mittlerweile vom Fuße des Donon weg geheiratet hatte, hat er nie ein Sterbenswörtchen von seiner Rettungsmedaille verraten.

„Babbe!“

Mutter Holberg strich dem alten Müller stolz und liebevoll über das schlohweiße Haar.

„Babbe — — abr jetz' — — jetz' kannscht's se abr doch — —!“

„Und ob!“, erhob sich der Alte vom Tisch. Und so schnell wie sie die alten Beine tragen konnten, lief Mutter Holberg ins Schlafzimmer, um eine Sicherheitsnadel vom „Nachtkästel“ zu holen, ihren „Babbe“ mit der Rettungsmedaille zu schmücken. Daß darüber das „Dejeuner“ verbrannte, war unwesentlich.

Viel wesentlicher war es, daß „der Mamme eehre Saldote“, ein deutscher Unteroffizier und drei Mann, die in der Mühle in Quartier lagen, als sie von der Übung heimkamen, vor dem Alten mit der deutschen Rettungsmedaille Front machten, so stramm Front machten, als stünde ein General vor ihnen.

Und von dem Tag an wußte der alte Holberg, daß sie trotz aller Anstrengungen der Franzosen, sie zu Welschen zu machen, „ditsch“ geblieben sind und daß sie glücklich waren darüber — — —



Ein Feldpostbrief an Vati

Aufn.: Str. N. N. (Amann)